

wir daran den Beginn der Vollendung des Planes, den Gott als Schöpfer und Retter für die Menschen verfolgt. Die katholische Kirche hat deswegen stets die Anstrengungen der internationalen Organisationen unterstützt, die sich für eine von Solidarität geprägte Welt einsetzen.

IV. Die Afrikaner haben ihr Schicksal in der Hand

23. Aus diesem Grund hat die Kirche Afrikas und Madagaskars mit Interesse die Entwicklung der Organisation für afrikanische Einheit (OAU) verfolgt. Diese Organisation ist ohne Zweifel dazu aufgerufen, bei der Förderung der afrikanischen Einheit und bei der Sicherung von Frieden und Entwicklung für den Kontinent eine wichtige Rolle zu spielen.

24. Um dieser Aufgabe jedoch voll und ganz gerecht werden zu können, sollten die Mitgliedstaaten der OAU ihre Meinungsverschiedenheiten überwinden, die Afrika in zwei sich feindlich gegenüberstehende Blöcke zu spalten drohen. Es ist erforderlich, daß unsere führenden Staatsmänner den Grundsatz der Blockfreiheit achten, von dem sich die Gründer der Organisation leiten ließen, damit ihr Handeln einzig und allein von der Sorge um das geistige und materielle Wohl ihrer Völker bestimmt wird. Auf diese Weise werden die Staaten des Kontinents die ausländischen Mächte fernhalten können, denen es vor allem darum geht, ihren Einflußbereich im Rahmen einer globalen Strategie zu erweitern und ihre eigenen wirtschaftlichen und ideologischen Interessen zu fördern.

25. Ebenso wichtig ist es, daß die afrikanischen Staaten davon Abstand nehmen, den ausländischen Mächten militärische Stütz-

punkte zu gewähren, um nicht in eine globale Strategie verwickelt zu werden, die nicht immer im Einklang mit ihren Interessen ist.

26. Es ist mehr als Zeit, das wahnwitzige Wettrüsten zu beenden. Afrika braucht keine Waffen, um zu töten und zu zerstören, es braucht vor allem mehr Hilfsmittel zur Förderung und Beschleunigung seiner wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung.

27. Um Afrika zu seiner Einheit zu führen, seine Entwicklung zu verwirklichen und dort Frieden zu schaffen, brauchen wir bereits Menschen, die von einem Geist des Dienens erfüllt und geleitet sind und die ihre Mitmenschen lieben und achten. Die Kirche Afrikas und Madagaskars will an der Formung solcher Menschen mitwirken.

Schlußfolgerung

28. Afrika hat noch einen langen Weg bis zur Einheit, zu seiner vollen Entwicklung und zum Wohlstand vor sich. Die Afrikaner werden sie in erster Linie verwirklichen.

29. Dafür ist jedoch eine Voraussetzung nötig, nämlich daß sich alle Afrikaner bewußt sind, daß sie selbst am Aufbau Afrikas mitwirken müssen. Dies wird jedoch nur dann möglich sein, wenn jeder seinen Teil der Früchte der Entwicklung erhält und seine Würde geachtet sieht. Deswegen bekräftigen wir erneut, daß wir uns auch in Zukunft für die Förderung der Rechte der menschlichen Person in Afrika, insbesondere für die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse, einsetzen werden.

30. Wir fordern alle Menschen guten Willens auf, sich aus einem Gefühl der brüderlichen Liebe und aus dem Streben nach Gerechtigkeit heraus an diesem Kampf zu beteiligen.

Tagungen

Denken am Ende der Aufklärung

Zum Weltkongreß der Philosophie in Düsseldorf

Die Themen eines Weltkongresses werden auf dem thematisch kleinsten gemeinsamen Nenner gehandelt. Größenordnung und Organisationsstruktur sorgen allein schon dafür, daß die Pose des Selbstdenkens, der sich gegen den Zeitgeist stellt, bei einer Zusammenkunft professioneller Philosophen keine Chance hat. Und wer sagt denn, daß ausgerechnet die Philosophen immun gegen intellektuelle Moden seien. So ist eine solche Börse des Geistes immer auch ein Konjunkturbarometer für Trends, ein Platz für Weichensteller und Tendenzriecher.

Ein Festival der Wissenschaftstheorie

Dieser Weltkongreß der Philosophie, der vom 27. August bis 2. September in Düsseldorf stattfand, war ein *Festival*

der Wissenschaftstheorie, und es ist gut möglich, daß nach diesem Kulminationspunkt ein Jahrzehnt hypertrophierender Wissenschaftswissenschaft sein markantes Schlußdatum erhalten hat. Schon lange ist diese Disziplin ja nicht mehr nur feiernde Metatheorie, sondern auch kritisch und selbstkritisch. Manche Anzeichen sprechen dafür, daß sie bald wieder neben sich Platz läßt für die denkerische Spiegelung anderer Lebensbereiche.

Die Themenkreise für Plenarsitzungen und Sektionsvorträge waren: 1. Die Idee des Universums, 2. Die Herausforderung der Philosophie durch die moderne Biologie, 3. Bewußtsein, Hirn und Außenwelt, 4. Wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Rationalität, 5. Die wissenschaftliche Begründbarkeit von Normen, 6. Die Beherrschung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts,

7. Erfolge und Grenzen der Mathematisierbarkeit, 8. Der Universalienstreit heute.

Die Philosophie gab sich ganz auf der Höhe der Zeit auch in dem Sinne, daß der hier agierende Typ des Denkers nicht mehr mit dem respektvollen Exegeten vergangener Geistesgrößen verwechselt werden kann. Nicht der betuliche Gelehrte mit Fliege, sondern der smarte und alerte Jung-Denker beherrschten das Bild. Philosophiegeschichte, *Philosophia perennis*, die Variation klassischer Themen waren an der Oberfläche des Kongresses nicht erkennbar, wenn man von dem Kuriosum absieht, daß in der Grundlagendebatte der Mathematik der *mittelalterliche Universalienstreit* zwischen Nominalisten und Begriffsrealisten wie neu aufgetaucht ist. Aber auch hier ist es weniger ein metaphysisches Interesse als die Wissenschaftstheorie der Mathematik, die für den Aktualitätsausweis gut ist.

Im übrigen gab man sich unbeschwert von geschichtlichem Ballast. So kam das Mittelalter nur in der Eröffnungsrede des Bundespräsidenten *Walter Scheel* vor, der im Stil des aufgeklärten Liberalen im dogmatischen Wahrheitsbesitz der Ketzerverbrenner sein Paradigma für die *Auseinandersetzung mit dem orthodoxen Marxismus* suchte. Auch hier konstatierte er einen „mittelalterlichen Wahrheitsbegriff“, der dem Andersdenkenden nur die Chance der Bekehrung lasse und dem, der sich im Besitze der Wahrheit wähne, alle Rechte, einschließlich dem auf Gewalt, zuspiele.

„Aus gegebenem Anlaß“ nahm daher *Manfred Bubr*, Protagonist der ostdeutschen Philosophenriege und Herausgeber des bekannten DDR-Wörterbuches der Philosophie, die erste Gelegenheit wahr, den Dogmatismusvorwurf als eine „scheele Interpretation“ von sich zu weisen. Man sei zwar nicht im Besitze der Wahrheit, wisse sich aber „in Übereinstimmung mit dem historischen Prozeß“. Auf die Frage, wo denn da der Unterschied liege, konnte man nur noch die Auskunft erhalten, ein Prozeß sei „immerhin nichts Fixes“.

Lehrbuchsequenzen aus dem Osten

Wer den Kommunisten übel will, muß sie nur recht zahlreich im Westen auftreten lassen. Die längsten Teilnehmerlisten – von der gastgebenden Bundesrepublik einmal abgesehen – kamen aus den Ostblockländern. Einhundertsechs Philosophen samt Dolmetscher allein aus Moskau. Man muß die rhetorische Monotonie, die formelhafte Repetition von Sprachregelungen und Lehrbuchsequenzen einmal vorgeführt bekommen, um sich einen sinnlichen Eindruck von der einzigartigen *Rolle einer institutionalisierten Philosophie* zu verschaffen, an die die politische Macht einen Anspruch auf Legitimationsproduktion stellt.

So liefen denn die Debatten oft auf einen bloßen Abtausch von Argumenten hinaus, und nur ein aufmerksamer Beobachter konnte gelegentlich einmal eine individuelle Mei-

nung durch die Ritzen der orthodoxen Denkfestung blitzen sehen. Auch das ist nicht bei jedem Thema möglich. Meist nur dort, wo er keine Falsifikationen durch sozialistische Realitäten fürchten muß, kann sich ein dialektischer Materialist als respektabler Argumentationspartner erweisen. So läßt sich etwa der weltanschauliche Lehrpunkt von der Ewigkeit einer ungeschaffenen Materie gegenüber den verschiedenen Theorien über die Entstehung der Welt, von denen die Pascual Jordansche Urknall-Hypothese am bekanntesten geworden ist, gut verteidigen. Das tat denn auch *Herbert Hörz* von der Ost-Berliner Akademie der Wissenschaften, der sich versiert auf der Höhe der proto-physikalischen Diskussion bewegte: „Die These von der *Unerschöpflichkeit der Materie* umfaßt die Einsicht in die Unerschöpflichkeit materieller Prozesse, in den ewigen qualitativen Formwandel und in die potentielle Unerschöpflichkeit der Raum-Zeit-Struktur.“

Auch die Frage nach dem Verhältnis von Bewußtsein, Hirn und Außenwelt ist ein Thema für einen Materialisten. Denn die Materie ist ja nicht nur ewig, sie ist auch universal. Zwischen Bewußtseinsforschung und Hirnforschung darf kein prinzipieller Unterschied bestehen. Die Aktivitäten des Bewußtseins sind reduzierbar auf Aktivitäten der Materie.

Wahrscheinlich hatte dieser altbekannte Standpunkt eine neue Aktualität durch einen Vorschlag erhalten, den *Karl F. Popper*, der erfolgreichste Popularisierungstechniker unter den westlichen Philosophen, vor einiger Zeit gemacht hatte.

Seine Theorie von den drei Welten ist zwar nicht neu, aber offenbar so präsentiert, daß sich Neurobiologen wie *Eccles* davon inspiriert fühlten. Neben einer ersten Welt der physikalischen Gegenstände wird eine eigene Welt subjektiver, psychischer Bewußtseinszustände angesetzt, die – und hier liegt dann auch der Zündstoff für die Diskussion – von der Welt „objektiven“ Wissens streng zu unterscheiden ist. Dabei ist zu beachten, daß „objektiv“ nicht im üblichen Sinne in der Nachbarschaft zu „wahr“ verstanden werden kann. Vielmehr handelt es sich um jedwede Hinterlassenschaft menschlicher Geistesaktivität. Wissenschaftliche Theorien, Logarithmentafeln ebenso wie Werke der Kunst und Literatur. Eine solche Welt idealer Gegenstände kann dann für einen Materialisten nur eine „platonische Schimäre“ sein. – Die Debatten, die sich an die Sektionsvorträge anschlossen, gingen freilich nur selten über die verbale Präsentation dessen hinaus, was schon allenthalben zu lesen war.

Lübbes These von der vollendeten Aufklärung

Der Weltkongreß machte auf allen Ebenen die unterschiedliche Rolle deutlich, welche der Philosophie in den westlichen Ländern zufällt, im Gegensatz zu den Ländern, denen sie die Staatsdoktrin zu liefern hat.

Eine bemerkenswerte Analyse hatte schon *Hermann*

Lübbe in seinem Eröffnungsvortrag „Wissenschaft nach der Aufklärung“ gegeben. Sie bezog sich zunächst auf die Rolle der Wissenschaft selbst und nur indirekt, gleichwohl aber durchschlagend, auf die Rolle der Metawissenschaft Philosophie. Relevanz, praktische Nützlichkeit und Curiositas, zweckfreie Neugier, sind für Lübbe die wichtigsten Antriebskräfte neuzeitlicher Wissenschaft. Der Aufklärung wird bescheinigt, daß sie das uneingeschränkte Recht der theoretischen Neugier voll durchgesetzt habe. Wissenschaftliche Erkenntnisse, ja Revolutionen führen nicht mehr zu religiösen oder politisch-ideologischen Glaubenskriegen. Kein Pfarrer hat es mehr nötig, gegen Galilei oder Darwin anzupredigen, kein Foto von der Rückseite des Mondes verändert unser Weltbild.

Als Konsequenz der Aufklärung sieht Lübbe die Rolle der Wissenschaften total entkonfessionalisiert. Die emanzipierte Curiositas zersetze die weltanschauliche Bedeutung des wissenschaftlichen Wissens und unterwerfe sie uneingeschränkt der Beurteilung nach Gesichtspunkten seiner praktischen Relevanz.

Wissenschaftlichkeit selber ist keine Konfession mehr. Seit sie aber keine Weltanschauung mehr, sondern nur noch praktisch und nützlich ist, kann sie auch nicht mehr das Bewußtsein stabilisieren wie vordem. Dies wird nach Lübbe als Belastung erfahren und führt zu einer Kultur der Verweigerung und zu Wissenschaftsfeindlichkeit.

Man mag Lübbes These von der vollendeten Aufklärung bezweifeln ebenso wie die Behauptung, daß die Welt der Wissenschaft konfessionsfrei sei. Die Religion der Curiositas mag noch nicht sehr alt sein; daß sie aber schon wieder tot sein soll, darüber ließe sich trefflich streiten.

Kaum jemand aber wird dem scheidenden Präsidenten der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland die Zustimmung zu der Beobachtung verweigern, daß die westlichen Gesellschaften unter einem kaum überschätzbaren Stabilitätsentzug leiden. Und sicher wird man auch zustimmen, daß hier von der Wissenschaft ebensowenig Sinnggebung zu erhoffen ist wie von einer Philosophie, die sich als nichts weiter denn als Wissenschaftswissenschaft begreift.

Von dieser Pointe her mußte die Formulierung des fünften Themenkreises nahezu paradox erscheinen: „Die wissenschaftliche Begründbarkeit von Normen“. Schon das Nachbarthema: „Wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Rationalität“ hatte in der literarischen Diskussion der vergangenen zehn Jahre die Frage nach den Kriterien von Wissenschaft und Leben in den Vordergrund geschoben. Von heute aus läßt sich eine Verschiebungsstrategie von den engen Sinnkriterien des Wiener Kreises, die nur empirische oder logische Wahrheiten anerkennen wollten, über Poppers Falsifikationskriterium bis zum methodologischen Anarchismus Paul Feyerabends beschreiben. „Anything goes“ kann zwar das letzte Wort für den Methodologen der Wissenschaft sein, der damit eingesteht, daß die Wissenschaft sich nicht wissenschaftlich begründen kann, aber nicht für einen Anthropologen und

Ethiker, der nach der Normierbarkeit und der vernünftigen Regelung des menschlichen Zusammenlebens fragt.

Die Frage nach den Normen

So ist es kein Wunder, daß die Frage nach den Normen, die ja ohnehin die aktuellste der deutschen philosophischen Szene ist, auch auf dem Düsseldorfer Kongreß einen breiten Raum einnahm.

Wie zur Vorbereitung auf dieses Thema hatte sich im Mai dieses Jahres die Prominenz der deutschen Philosophie, darunter Habermas, Wellmer, Krings, Kambartel, Marquard, Oelmüller und Lübbe, in Paderborn zu einem Kolloquium über die Normenproblematik versammelt.

Auf der politischen Szene hat die Menschenrechtsdebatte Konjunktur, und auch die akademische Philosophie hatte in verschiedenen Varianten neue Antworten auf die Frage nach der Begründbarkeit von Normen zu geben versucht. Eine ausführliche Diskussion hatte etwa der Vorschlag Karl-Otto Apels ausgelöst, durch eine transzendente Sprachpragmatik eine ethische Letztbegründung zu liefern. Der Umstand, daß jeder, der spricht, automatisch Normen des Sprechens und damit Normen der Kommunikation anerkennt, ob er sich das klarmacht oder nicht, sollte hier als ethisches Prinzip festgehalten werden.

In Düsseldorf kritisierte Rüdiger Bubner diesen und den verwandten Habermasschen Ansatz: „Wenn gesagt wird, daß Normen, die für alle Geltung haben sollen, von der Art sein müssen, für alle Geltung haben zu können, so erfährt man über den Normeninhalt verallgemeinerungsfähiger Normen nur dies, daß sie verallgemeinerungsfähig sein sollen.“

Ein ethisches Bedürfnis wird mit einer meta-ethischen Antwort nicht befriedigt, zumal wenn sie wie hier einen Zirkel enthält. Es zeigte sich, daß auch die angelsächsische analytische Ethik nur über die Eigenart und den sprachlichen Status von Normen reden kann, ohne eine Ethik, die sagt, was man tun soll, im mindesten anzubieten.

So bot sich in dieser Frage kein imponierendes Bild der Philosophenzunft. Wenn es schon klar zu sein scheint, daß Normen nicht eine rationale Letztbegründung erfahren können, so bleibt immer noch ein ethischer Naturalismus übrig. Auch dieser Vorschlag fehlte nicht, er wurde von Ulrich Steinvoth wiederbelebt.

Imponierende Organisation

Das äußere Bild des Kongresses war imponierend. In einem blitzblanken Messezentrum führte der Organisator und Düsseldorfer Gastgeber Alwin Diemer die neuesten technischen Hilfsmittel, eine Datenbank und die Möglichkeiten der Textedition mit Hilfe des Computers vor. Die Organisatoren hatten dem Kongreß einen starken interdisziplinären Akzent geben wollen. Daher waren in den verschiedenen Sektionen auch Mathematiker, Biologen

und Physiker eingeladen. Der Diskussion wurde mehr Raum gegeben, als dies bei früheren Kongressen üblich war. Als ein geglücktes Experiment kann man die sogenannten Poster-Sessions bezeichnen. Hier wurden, ähnlich wie bei einer mittelalterlichen Disputation, einige wenige Thesen angeschrieben, die dann in freier Rede erläutert wurden und von den zufällig Hinzukommenden

diskutiert werden konnten. Das Klima war geprägt von der Bereitschaft zur persönlichen Begegnung, die für die Philosophen selten genug ist. Es gab viel amerikanische Prominenz zu begrüßen. Große alte Männer gaben vor den Lampen der Fernsehkameras die Weisheiten der gelernten Weisen zum besten, A. J. Ayer Oxford war in einem Abendvortrag zu hören. *Eckhard Nordhofen*

Zeitbericht

„Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben“

Der 85. Deutsche Katholikentag in Freiburg

Die deutschen Katholikentage waren, seit der erste von ihnen im Revolutionsjahr 1848 stattfand, oft in ihrer Geschichte Seismographen. Sie machten Stimmungswechsel und Bewußtseinsveränderungen in Kirche und Gesellschaft vernehmbar, brachten untergründig Wirksames an die Oberfläche, zeigten an, was die Stunde geschlagen hatte. Ihre Zeitanzeige war um so deutlicher, je mehr sie sich auf ein bestimmtes Anliegen, eine umschreibbare Sachlage bezog. Der 85. Deutsche Katholikentag, der vom 13. bis 17. September in Freiburg stattfand, hatte eine Themenstellung, wie sie umfassender nicht hätte sein können. Mit dem Gotteswort aus dem Propheten Jeremia „Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben“ als Motto stellte er die Gegenwart – in ihren kirchlichen und gesellschaftlichen Dimensionen – unter das Zeichen der Hoffnung.

Mit diesem Motto war der Katholikentag nicht auf einer Hoffnungswelle mitgeschwommen, wie es sie – vielleicht – vor 10 Jahren in allgemeiner Reformbegeisterung, dem Mut zu neuen Ufern und entsprechenden theologischen Entwürfen gegeben haben mag. Er hatte im Gegenteil dieses Motto „antizyklisch“ in eine Zeit gestellt, in der Skepsis an der Tagesordnung ist, in der alle möglichen Zukunftshoffnungen in die Krise geraten sind, in der viel mehr Menschen nicht mit Optimismus, sondern mit Angst in die Zukunft schauen. Und er hat unter dieses Motto praktisch alle Themen und Probleme gestellt, die derzeit im Schwange sind: kirchliche, pastorale, theologische, innenpolitische, außenpolitische, gesellschaftspolitische, individuelle und sozialetische, die „vorletzten“ ebenso wie die „letzten“ Dinge. Die Ergebnisse einer Sonde zu registrieren, die gleichzeitig fast überall angesetzt wurde, ist nahezu unmöglich. Ein resümierender Bericht kann nur Grundlinien dessen nachziehen, was ein als „Generalüberholung“ konzipierter Katholikentag zu sagen hatte.

Das Veranstaltungsprogramm war schier unübersehbar, erwies sich aber als zu schmal (Zusatzveranstaltungen und Wiederholungen mußten angeboten werden). Denn der Katholikentag und sein Motto hatten eine – in diesem Umfang nicht erwartete – geradezu unwahrscheinliche Anziehungskraft entwickelt. Das schon lange vorher abzusehende außerordentlich starke Interesse hatte sich bis unmittelbar vor Beginn des Katholikentages noch ständig gesteigert, und schließlich war eine Zahl von 28 000 Dauerteilnehmern erreicht – zum Vergleich: beim letzten Katholikentag 1974 in Mönchengladbach (vgl. HK, Oktober 1974, 543 ff.) waren es keine 5000. Zu den drei Großveranstaltungen am Wochenende – Europa-Kundgebung, Schlußgottesdienst, Hauptkundgebung – kamen zwischen 50 000 und 75 000 Menschen. Fast überall stellte die junge Generation das größte Kontingent der Teilnehmer.

Ein frommes Fest

Jugendlichkeit, Festlichkeit, Frömmigkeit – diese drei Größen prägten das Erscheinungsbild des Katholikentages, das insofern durchaus seinem Motto entsprach. Freiburg war ein ausgesprochen *jugendlicher Katholikentag*. Die mit Abstand am stärksten vertretene Altersgruppe waren die 15–20jährigen, und zwar – wie es schien – hauptsächlich Schüler, weniger junge Arbeitnehmer. Sie sorgten dafür, daß der Katholikentag, was seine räumlichen Möglichkeiten betraf, aus allen Nähten platzte (kaum ein Forum, kaum ein Vortrag, kaum ein Gottesdienst, die nicht überfüllt gewesen wären). Und sie sorgten für eine Atmosphäre der Spontaneität, der Ungezwungenheit und Offenheit. Obschon die Unterschiede in Denkweise und Lebensstil zur mittleren und älteren Generation nicht zu übersehen waren, nahmen diese Differenzen so gut wie nie aggressive Formen an. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der diese Jugendlichen sie selber sein wollten,